



Lucie Flebbe

77 Tage

Kriminalroman

grafit

Mario war sauer. »Verdammte Scheiße! Wer von euch Deppen hat den bewichsten Akkuschrauber abgebrochen?«

Antwort aus der vierten Etage: »Fresse da unten! Hast du den Gammel etwa selbst bezahlt?«

»Komm runter, Scheißstrippenzieher, und es gibt was aufs Maul!«

Privat habe ich Mario anders kennengelernt.

Im Krankenhaus hat er mir Blumen an den Spind gesteckt. Mich mit einem Eisbecher in der Mittagspause überrascht. Er hat Rollstühle geschoben. *Tena Lady* – Bigpacks geschleppt. Und er hat mir Liebesbriefchen an die Vespa geklemmt. Doch dann war der Zivildienst zu Ende. Mario betrat wieder eine Baustelle. Zeitgleich verdrängte er, was eine *Tena Lady* ist.

Na ja, hab ich damals gedacht. Unter Handwerkern herrscht eben ein rauer Ton.

Einen solchen Ton hatte ich vorher nie kennengelernt. Wahrscheinlich ein Grund für mein Entsetzen. Bis zu ihrer Scheidung haben meine Eltern nicht miteinander gestritten.

Probleme? Wurden ruhig und sachlich gelöst. Bei uns wurde diskutiert. Debattiert. Leider zählte Schlagfertigkeit nie zu meinen Stärken. Zu denen meiner Mutter schon.

Irgendwann hab ich's aufgegeben. Und war einfach artig. Bis zu meinem zwölften Lebensjahr habe ich mich nicht getraut, »scheiße« zu sagen. Genau genommen benutze ich Kraftausdrücke bis heute nicht. Höchstens in Ausnahmefällen. Und dann werde ich rot dabei. Immer noch.

Ich bin schon lange keine Schwesternschülerin mehr. Und auch Mario hat sich weiterentwickelt. In der Abendschule hat er seinen Meister gemacht. Mittlerweile ist er Vorarbeiter. Auf den Baustellen hat er das Kommando. Befehligt Gesellen und Lehrlinge. Was aber keineswegs heißt, dass sich sein Umgangston geändert hat. Im Gegenteil. Heute schnauzt er die Leute offiziell an. Mit Genehmigung.

Ich schätze den Tonfall auch heute noch nicht.

Das wollte ich einfach mal loswerden.

5.

»Viele der Dinge, die du heute siehst, werden auf deiner eigenen Tour später nicht vorkommen. Ich bin Gesundheits- und Krankenpflegerin. Drei Jahre Ausbildung und eine staatliche Prüfung brauchst du, damit du dich so nennen darfst. Erst dann zählst du zu den ›Examinierten‹. Pflegehelfer sind immer ungelernt, wie du.«

Vom Beifahrersitz aus hatte ich den winzigen hautfarbenen Apparat entdeckt, der beinahe unsichtbar unter den grauen Haarwellen hinter dem Ohr der Gesundheits- und Krankenpflegerin klemmte. Ein Hörgerät. Hedi Sundermann war schwerhörig. Weil sie weder ihre eigenen Worte noch die anderer Menschen klar verstand, war ihre Aussprache im Laufe der Jahre verwaschen – oder vielleicht auch schon von Beginn an so gewesen. Deshalb hielt sie möglicherweise auch den Kopf so stark zur Seite geneigt.

Ich war erleichtert, dass das Auto, in dem ich saß, nicht von einer Vollstrammen gesteuert wurde. Und mittlerweile hatte ich mich so an ihre Aussprache gewöhnt, dass sie mir kaum noch auffiel.

Deutlich mehr störte mich ihr beißendes Oma-Parfüm. Eine Alkoholfahne schloss ich inzwischen als Grund für die süßliche Duftwolke aus. Aber was war es dann? Fehlender Geruchssinn? Ein Schweißproblem? Oder einfach Geschmacksverirrung?

Hedi lenkte den Dienstwagen, einen sonnengelben Polo mit orangefarbener Beschriftung, durch die Innenstadt.

»Als staatlich geprüfte Krankenschwester gebe ich auch Spritzen, wechsele Verbände und so weiter. Die Pflegehelfer brauchen die Patienten natürlich nicht medizinisch zu versorgen.«

Aha. Deshalb wurde ständig zwischen sogenannten Examinierten und Pflegehelfern unterschieden.

»Anna stellt dir eine Tour zusammen, bei der es nur um die Grundpflege geht. Du unterstützt die Klienten bei alltäglichen Verrichtungen wie Waschen, Wickeln, Anziehen oder Essen.«

Ups. Ich horchte auf.

Ich musste gestehen, dass mir, als Hedi das Wort ›wickeln‹ verwendete, das erste Mal bewusst wurde, worauf ich mich eingelassen hatte.

Während Danner von Anfang an weitergedacht haben musste. Im Gegensatz zu mir war ihm offenbar sofort klar gewesen, was es bedeutete, undercover in der Pflege zu ermitteln. Das war eine plausible Begründung, warum sich seine Motivation bei einem derart lukrativen Auftrag in überschaubaren Grenzen gehalten hatte.

Ich atmete tief ein.

Jetzt war es zu spät, wir steckten mittendrin in dem Job. Ich konnte nicht mehr kneifen, wenn ich nicht als totaler Trottel dastehen wollte. Da war ich ja mal wieder mit Anlauf in die Scheiße gesprungen.

»Manchmal hat auch der pflegende Angehörige etwas zu erledigen, der Pflegebedürftige

kann aber nicht allein gelassen werden. Dann passt du einfach nur auf, liest dem Klienten etwas vor oder gehst mit ihm spazieren.«

Ja, genau. So was wollte ich machen, bitte.

Hedi rangierte den Polo gekonnt in eine winzige Parklücke. Sie stieg aus und öffnete die Heckklappe, auf der neben einer aufgeklebten Sonne der Schriftzug *Ambulanter Pflegedienst Sonnenschein – Ihr kompetenter Partner für die Betreuung zu Hause* zu lesen war. Ein Metallkasten füllte den winzigen Kofferraum komplett aus.

»Im Pflegekoffer sind Spritzen, Verbandsmaterial, Blutdruckmessgeräte, Insulinpens und so weiter. Aber als Pflegehelferin bekommst du keinen Koffer.«

Eindeutig ein Vorteil, erkannte ich, als ich Hedi die Kiste aus der Hand nahm. Ich war ja die Jüngere, Kräftigere von uns beiden, doch als ich Hedis Pflegeausrüstung hob, musste ich ein Stöhnen unterdrücken: Das Zeug wog gefühlte drei Zentner.

»Unsere erste Patientin heute ist Frau Schröder. Sie wohnt gleich hier in der Nummer sechzehn, allerdings im vierten Stock. Kein Aufzug.«

Na toll. Ich wusste nicht mal, wie ich Hedis Pflegekiste bis zur Tür bekommen sollte. Wann war ich eigentlich höflich geworden?

»Soll ich den Koffer lieber selbst tragen?« Hedi lächelte milde auf mich herunter. Anscheinend konnte man in meinem Gesicht meine Gedanken lesen. »Auch wenn ich es nicht mehr weit habe bis zur Rente, bin ich noch keine Oma, für die man im Bus den Sitzplatz frei macht.«

»Macht heute kein Mensch mehr«, presste ich ironisch zwischen zusammengebißenen Lippen hervor.

Schulterzuckend zog Hedi eine Zeitschrift aus einem Briefkasten im Flur.

Ich zerzte den Pflegekoffer die knarrenden Altbaustufen hinauf.

»Frau Schröder ist eine sehr nette Dame«, erklärte mir Hedi. »Bisher Pflegestufe I wegen MS – multipler Sklerose. Seit ihrem letzten Schub hat sich ihr Zustand allerdings erheblich verschlechtert. Sie zieht in ein paar Tagen um in ein Behindertenwohnheim. Heute sollen wir ihr beim Waschen helfen.«

Vor einer weiß lackierten Wohnungstür im vierten Stock blieb Hedi stehen. Sie klingelte zwei Mal kurz hintereinander und zog dabei schon den klimpernden Schlüssel aus der Tasche.

Klackend öffnete die Pflegerin die Wohnung, bückte sich unter dem Türrahmen hindurch und stand im Chaos. Der Flur war eng. Ein Eindruck, den die rechts und links bis unter die Decke gebauten Kartontürme noch verstärkten.

Hedi schlängelte sich zwischen den Pappwänden hindurch, was ihrer fülligeren Kollegin Agi womöglich nicht mehr geglückt wäre. Während ich mich ebenfalls hindurchzwängte, las ich im Vorbeigehen die säuberliche Beschriftung eines Kartons in Augenhöhe: *Küche – Kaffeeservice rot, Besteck*. Vor meinen Füßen stand ein weiterer offener Karton, gefüllt mit – hui, High Heels. Die alte Dame hatte offenbar eine Vorliebe für schicke Schuhe.

»Oje, Frau Sundermann«, hörte ich eine leicht erschrockene Frauenstimme, als sich Hedi hinter einem letzten Kartonturm durch die Wohnzimmertür duckte. »Ich war so mit Packen beschäftigt, ich hab Sie ganz vergessen. Es ist noch gar nichts vorbereitet.«

»Immer mit der Ruhe, das kriegen wir schon hin«, beruhigte Hedi gelassen. »Ich hab

heute Verstärkung mitgebracht. Unsere neue Kollegin Liliana Ziegler.«

Die Selbstverständlichkeit, mit der Hedi mich vorstellte, ließ durchblicken, dass sie schon häufiger neue Mitarbeiter eingearbeitet hatte. Ich folgte ihr ins Wohnzimmer.

Frau Schröder legte ein in Zeitungspapier eingewickeltes Weinglas in den Karton neben dem Reifen ihres Rollstuhls und schloss die Vitrine, in der noch weitere Gläser darauf warteten, für den anstehenden Umzug verpackt zu werden.

»Hallo«, sagte die Patientin, ohne zu lächeln. Sie war schlank und saß in Jeans, einem rosa Shirt und schicken, hochhackigen Lederstiefeln in ihrem Rollstuhl. Sie war geschminkt und hatte ihre rotblonden Locken zu zwei Zöpfen geflochten. Die Frau war allerhöchstens dreißig. Mit den dicken Sommersprossen auf der Stupsnase erinnerte sie an Pippi Langstrumpf – Pippi Langstrumpf im Rollstuhl.

»Mach du schon mal die Wanne fertig, Liliana«, bat mich Hedi, damit ich nicht noch länger blöd glotzen konnte. »Zweite Tür links. Und das Rosenöl-Schaumbad aus dem Regal.«

Sechs Minuten später quoll duftender Schaum aus der Badewanne und Pippi Langstrumpf war nackt. Hedi und ich halfen der jungen Frau ins Badezimmer. Ihr Rollstuhl musste im Wohnzimmer bleiben, weil er nicht zwischen den Kartons im Flur hindurchpasste.

Wir hakten die zierliche Frau Schröder rechts und links unter und führten sie ins Bad, wo noch immer dampfend heißes Wasser in eine schmale Wanne rauschte. Die Schritte der jungen Patientin waren unsicher und eckig und sie beugte den Oberkörper weit nach vorn. Wie Hedi umfasste auch ich mit beiden Händen ihren Oberarm. Ich konnte die Anstrengung spüren, die die zuckende Muskelanspannung sie bei jedem Schritt kostete.

Wie hatte Pippi Langstrumpf nur ihre Superkräfte verlieren können? Das ging doch nicht, wie sollte sie denn ihr Pferd von der Veranda heben?

Plötzlich knickte Frau Schröder ein Bein weg und ihr Körper sackte zur Seite.

Ich hatte von schwedischen Märchen geträumt und brauchte einen Sekundenbruchteil zu lange, um zu begreifen, dass das der Zeitpunkt für meinen Einsatz gewesen wäre. Die Frau kippte in meine Richtung, wir stießen unsanft zusammen, bevor ich endlich meinen Griff fest um ihren Oberarm schloss und ihren Fall abbremste.

Zum Glück hatte Hedi prompt reagiert, sonst wären wir alle drei im Rosenöl-Schaumbad gelandet. Erschrocken umklammerte ich Frau Schröders Arm noch fester, gute zehn Sekunden zu spät. In zehn Sekunden konnte sich Pippi Langstrumpf das Genick brechen! Meine Tagträumerei ließ ich während der Arbeit besser bleiben.

»Sorry«, murmelte Frau Schröder, die ja nun gar nichts dafür konnte, dass ich gepennt hatte.

Pippi Langstrumpf umarmte Hedi wie ein Kind seine Oma. Die große Pflegerin hob behutsam erst das rechte, dann das linke Bein der Patientin in die Badewanne. Ich stand überflüssig daneben.

Ziemlich einfach sah das bei Hedi aus, dabei wog Frau Schröder um einiges mehr als der Pflegekoffer.

»Melden Sie sich, wenn Sie Hilfe brauchen«, empfahl Hedi der jungen Frau, »ich lasse die Tür offen.«

Ein Lächeln huschte über Pippi Langstrumpfs Gesicht, zum ersten Mal.

»Eigentlich müssen wir bei ihr bleiben.« Hedi setzte sich in dem chaotischen Wohnzimmer zwischen einige Umzugskartons aufs Sofa. »Aber sie möchte gern allein baden und ihre Arme funktionieren noch ganz gut.«

Unter einem Pappkarton auf dem Couchtisch zog Hedi einen Schnellhefter aus Plastik hervor. »Fürs Baden oder Duschen haben wir fünfundzwanzig Minuten Zeit, das sind feste Sätze, die für alle Pflegeeinrichtungen gelten. Wir müssten Frau Schröder also in spätestens vier Minuten wieder aus der Wanne holen, um mit dem Anziehen fertig zu werden.«

»Wie bitte?«

»Wir gönnen ihr aber eine Viertelstunde!«, rief Hedi laut in Richtung Badezimmer.

»Find ich korrekt von Ihnen«, antwortete Pippi Langstrumpf aus der Wanne.

»Für solche Verzögerungen haben wir jeden Tag eine halbe Stunde Luft in unseren Tourplänen. Es hat Anna ziemlich viel Mühe gekostet, der Chefin diese halbe Stunde als geschäftsförderndes Qualitätskriterium zu verkaufen. Zeit ist bares Geld in unserem Job und die van Pels fuchst um jeden Pfennig. Aber Anna hat es durchgeboxt und deshalb können wir uns jetzt in Ruhe um die Akte kümmern. Wir dokumentieren Medikamentengaben, Unfälle und Verletzungen, Stuhlgang und wöchentliche Leistungen wie zum Beispiel das Baden. Dann bleiben andere betreuende Personen, wie der behandelnde Arzt, auf dem Laufenden.«

Ich erinnerte mich an die Diskussion, die das Pflegeteam in der Dienstbesprechung führte, als Danner und ich vorgestellt wurden. »Und reicht so eine halbe Stunde mehr Zeit am Tag aus?«

Hedi zog die hängenden Mundwinkel noch ein Stück weiter nach unten. »Den Jüngeren ja.«

»Und dir?«

Hedi seufzte.

»Du machst meistens länger, hm?«, vermutete ich.

»Ich kenne die Arbeit noch anders«, gestand die große Pflegerin. »Früher gab es diese Zeiteinteilung nicht. Wenn du dich wirklich dran halten willst, guckst du nur noch auf die Uhr. Du hetzt dich selbst und die alten Leute. Und die werden unglücklich oder gereizt.« Hedi aktualisierte nebenbei die Daten in der Akte. »Vor zwei Jahren habe ich geglaubt, ich wäre ein Fall für die Frührente. Aber ich mache meine Arbeit gern, und das wollte ich mir nicht von Vorschriften kaputt machen lassen.«

Hedis Ärger ließ ihre Aussprache schlechter werden. Ich musste mich konzentrieren, um sie zu verstehen.

»Damals habe ich beschlossen, mich einfach nicht mehr hetzen zu lassen. Ich nehme mir die Zeit, die ich für meine Tour brauche. Und wenn das bedeutet, dass ich zwei Überstunden am Tag mache, dann ist das eben so. Basta.«

Hedis kurzer Ärger verpuffte wie ein Maiskorn in der Mikrowelle, als sie mein erstauntes Gesicht sah.

»Du kannst natürlich pünktlich Feierabend machen«, lächelte sie milde.

Was für ein Glück.

»Agi Friedlich, der anderen älteren Kollegin, ging es irgendwann ähnlich wie mir.«